

Die Verheißung zum Leben

Die Schöpfungsgeschichte im Alten Testament, die vor nahezu dreitausend Jahren geschrieben wurde, erzählt, Gott habe dem Menschen, als er ihn in diese Welt entließ, folgende Worte mit auf den Weg gegeben:

»*Verflucht sei der Acker um deinetwillen! Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist.*« (1 Mo 2,17+19)

Die Alten verstanden diese Worte als Fluch und die Arbeit und das Leben auf dieser Erde als Strafe. Ist das aber wirklich so? Steckt in diesen Sätzen nicht vielmehr eine Verheißung, eine handfeste Chance, nämlich: diese Erde kann euch alles geben, was ihr zum Leben braucht, vorausgesetzt ihr setzt euch mit all euren Gaben, mit Körper, Seele und Geist ein, strengt euch an und arbeitet?

Diese Worte schildern das Urprinzip des Lebens. Es ist das Zusammenwirken der Gaben Gottes und des Wollens des Menschen, es ist die Kooperation von Schöpfer und Geschöpf, von Gott und Mensch. Gott eröffnet die Möglichkeiten, er gibt die Chancen, der Mensch muss sie ergreifen.

Aus dieser Verheißung und aus diesem Urprinzip heraus leben auch wir. Und wir können in diesem Jahr wieder dankbar sein für so vieles: dass es uns gut geht, dass wir zu essen und zu trinken hatten und dass unsere leiblichen Bedürfnisse gestillt wurden, dass wir in der Familie und in der Gemeinde leben durften, dass wir so manche Freunde hatten und dass vieles unser Leben bereicherte.

Aber es wäre unredlich zu übersehen, dass unsere Aufzählung unvollständig ist. Wir sind dankbar, dass wir dieses Jahr *in Gesundheit* erleben durften. Aber wie vielen hat es Krankheit und Schmerzen gebracht! Und etliche, die letztes Jahr noch bei uns waren, dürfen heute nicht mehr unter uns sein.

Wir sind froh und dankbar, dass wir *in Frieden* leben durften. Aber jeden Tag lesen und hören wir von Krieg und Gewalt in anderen Teilen der Welt. Und wenn die meisten von uns in einem gewissen Wohlstand und ohne große materielle Not leben dürfen, so geht es doch manchem hier im Lande und vielen außerhalb unseres Landes erschreckend schlecht.

Es wäre unredlich zu übersehen, dass neben dem Guten auch das Nichtgute steht. Das Jahr hat uns Gutes und Wenigergutes gebracht. Wir haben Freude und Leid empfangen. Wir haben Grund zum Jubel und zur Trauer.

Unser Danken ist deshalb das positive Akzeptieren dessen, was uns zufällt, sowohl des Guten wie des Nichtguten. Wir wissen, dass beides zusammengehört und dass erst die Summe aus Gutem und Nichtgutem das Leben ausmacht.

Aus diesem Glauben heraus danken wir Gott für alles, das wir in diesem Jahr empfangen haben. Wir danken als Einzelne, als Gemeinde, als Volk und als Teil dieser Menschheit.

Otto Hammer, in einer Dankfestansprache im Jahr 2000

Er hat uns gemacht und nicht wir selbst

Der Dank- und Jubelsalm 100 • BRIGITTE HOFFMANN

Psalm 100 ist ein großartiger Ausdruck für das Verhältnis des alten Israel zu seinem Gott. Und er ist zugleich ein Beispiel, wie ein religiöses Lied, das eine längst vergangene konkrete Situation spiegelt, in seinen Grundaussagen zeitlos ist und uns immer noch angeht.

Der Psalm ist ein einziger Dank- und Jubelruf. Es ist nicht, wie in vielen anderen Psalmen, ein Dank für Hilfe und Errettung des Einzelnen oder des Volkes, für Ernte oder Sieg. Es wird nur ein einziger Grund genannt: *»Der Herr ist Gott! Er hat uns gemacht und nicht wir selbst.«* Und das schließt alles ein: Dank dafür, dass Schöpfung und, als ein Teil davon, der Mensch da sind in all ihrer Vielfalt, dass sie lebendig sind und sich entwickeln, dass Gott alles geschaffen hat und lenkt – auch wenn wir sein Lenken oft nicht sehen und verstehen.

Es wird nicht gesagt, dass die Schöpfung gut sei. Vielleicht, weil das für den Psalmisten selbstverständlich war. Auch er wusste, dass Tod und Leiden und Kampf zu dieser Schöpfung und zum Menschsein gehören. Aber darum geht es ihm nicht. Sein Dank gilt dem gesamten Wirken Gottes – und ein menschlicher Maßstab, was daran gut oder schlecht sei, wäre anmaßend.

Unsere Sprache hat einen sehr schönen Ausdruck dafür: wir verdanken Gott all unser Sein – das der Welt und unser eigenes. Das ist Grund genug, dankbar zu sein – für die Welt mit all

ihrem Reichtum und ihren Problemen, mit all ihrer Schönheit und ihren Widersprüchen, für unser eigenes Sein und das aller Menschen um uns herum, von denen jeder unser Leben reicher macht – wenn er uns hilft *und* wenn er uns Schwierigkeiten macht.

Was bedeutet aber ein so allgemeiner Dank? Die Antwort des Psalmisten lautet: *»Dient dem Herrn mit Freuden!«* »Dem Herrn dienen« heißt in der ganzen Bibel, von Mose über die Propheten bis zu Jesus: Haltet seine Gebote! Nicht die über 600 Einzelschriften, die erst viel später formuliert wurden, sondern das eine grundlegende, in dem Jesus alle zusammenfasst: Liebe deinen Nächsten – auch den Fremden, auch deinen Gegner – wie dich selbst: achte ihn, nimm ihn ernst.

Und: tue es mit Freuden. Das scheint uns etwas viel verlangt. Vielleicht lässt es sich in moderne, nüchterne Sprache so übersetzen: tue es nicht als lästige Pflicht, sondern aus Überzeugung, aus Dankbarkeit, noch nüchterner: aus der Erkenntnis, dass nur so ein gedeihliches Zusammenleben der Menschen möglich wird.

Der Psalmist nennt noch ein Zweites: *»Geht zu seinen Toren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben.«* Die Tore und Vorhöfe sind die des Tempels – der Teil davon, der für die Allgemeinheit zugänglich war; der Psalm wurde beim Einzug in den Tempel gesungen.

Einen Tempel mit Toren und Vorhöfen haben wir nicht, aber das, was gemeint ist, gilt auch für uns: kommt zusammen, um gemeinsam an Gott zu denken, euch gegenwärtig zu machen, wie viel Grund zum Danken wir haben.

Der Psalm schließt mit einer letzten umfassenden Begründung für den Dank: »Denn der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewig und seine Wahrheit« – genauer übersetzt: seine Treue – »währet für und für.«

Noch einmal: das heißt nicht, dass Gott jedem Einzelnen nur Gutes widerfahren lässt, sondern dass er immer gegenwärtig ist, dass wir darauf vertrauen dürfen, dass er unser Leben führt – auch dann, wenn wir es in dunklen Stunden nicht zu erkennen vermögen. Und dafür wollen wir dankbar sein.

Aus einer Dankfestansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart am 22. September 2002

Dankbarkeit

Gottes Liebe ist keine Selbstverständlichkeit • WERNER ZAGER

I. Dankbarkeit gegenüber Mitmenschen

Dankbarkeit fängt ganz klein an. Zum Beispiel mit der Erkenntnis: *Wie vielen Menschen* haben wir doch zu danken! Und *wie viel* haben wir ihnen zu verdanken! Oft fällt es uns erst dann ein, wenn es zu spät ist. Wenn sie nicht mehr unter uns sind.

Denken wir etwa an unsere Mutter. Für uns Kinder war es selbstverständlich, dass sie für uns da war. Mutters Heiterkeit und Fleiß waren so selbstverständlich wie das Sonnenlicht am Morgen und das Brot auf dem Tisch. Wie viel sie für uns getan hat: das Kochen und Waschen, das Putzen und die Gartenarbeit, die vielen Gedichte und Lieder bei Kerzenschimmer im Advent, die vielen Geschichten abends am Bett, die ungezählten Nächte, die sie gebangt und gebetet hat an unserem Krankenbettchen! Erst sehr viel später wird uns bewusst, was sie alles geleis-

tet hat, jetzt wo wir selbst erwachsen und möglicherweise selbst Mutter oder Vater sind.

Oder wir denken an einen unserer Lehrer, der in den ersten Jahren unserer Schulzeit die Grundlagen gegeben hat, auf denen wir weiter aufbauen konnten, indem er uns die elementaren Fertigkeiten des Schreibens, Lesens und Rechnens vermittelte, uns zeigte, wie man sinnvoll lernt.

Oder an andere: den Freund, der uns mit Rat und Tat Hilfe leistet, wenn wir auf Hilfe angewiesen sind; den Ehepartner, der uns auch bei einer schwierigen Wegstrecke unseres Lebens zur Seite steht und uns immer wieder ermutigt, wenn sich bei uns die Resignation einschleicht; den Arzt, der nicht nur unsere Erkrankung behandelt, sondern der uns auch als Menschen ernst nimmt.

Nichts von alledem ist eine Selbstverständlichkeit. Umso mehr ist es an uns, demjenigen, der uns hilft zu leben, auch zu danken. *Uns* kostet ein Dankeschön nichts, *den anderen* aber erfreut es.

Damit bin ich beim Zweiten: warum ist es eigentlich so wichtig zu danken? Dank ist wichtig, denn Dank tut dem anderen gut. Es wärmt einem das Herz, wenn man »Dankeschön« hört.

Wir wissen es doch aus eigener Erfahrung, wie sehr wir Erwachsenen uns freuen über die ungekünstelte Freude eines Kindes, das Geburtstag hat, oder über ein kleines Dankeschönkärtchen, das unserem Geburtstagsgruß folgt. Und es verletzt, wenn wir einem anderen die Tür aufhalten und er schweigend vorübergeht, als sei unsere Freundlichkeit selbstverständlich.

Für mich war es ein denkwürdiges Ereignis und ein erstes Zeichen dafür, dass einer unserer Söhne reifer geworden war, als folgendes geschah. »Ich freu' mich so auf Weihnachten!« hatte er einmal wieder gesagt, einen Satz,

den ich schon oft von ihm gehört hatte. Trotzdem fragte ich wie immer zurück: »Warum freust du dich denn so?« Die Antwort war: »Ich freu' mich so drauf, wenn du mein Geschenk aufmachst!« Da ist dem kleinen Kerl bewusst geworden: der Dank, die Freude des anderen über sein Geschenk war ihm wichtiger, war ihm schöner geworden als die eigene Freude an Lego oder Playmobil auf seinem Gabentisch.

»Geben ist seliger als Nehmen.« Wie wahr ist dieses Wort aus der Apostelgeschichte (20,35)!. Und der Dank, den man für das Gegebene empfängt, ist das Schönste von allem! Weil da etwas zurückstrahlt von der Freude, die man verschenkt, zurückstrahlt ins eigene Herz.

Paul Celan hat das in einem Gedicht eindringlich zur Sprache gebracht. Fünfmal hebt es an: »*Manche Menschen wissen nicht...*«, und es endet: »*Manche Menschen wissen nicht, dass sie ein Geschenk des Himmels sind. Sie wüssten es, würden wir es ihnen sagen.*«

II. Dankbarkeit gegenüber Gott

Wie sieht das aber nun mit unserem Dank gegenüber Gott aus? Verhält es sich da ähnlich wie unter uns Menschen?

Gott danken macht uns bewusst: es ist nicht selbstverständlich, was Gott für uns tut. Dass die Sonne uns wärmt und die Frucht zum Reifen bringt, dass der Mond die Nacht mit seinem Licht erhellt und den Meeresküsten durch Ebbe und Flut Leben verleiht, ist nicht selbstverständlich – alles ist Geschenk.

Dass der Frühling uns das Herz erwärmt nach der langen Kälte, dass der Sommer das Grün in die Bäume und die Kraft in die Früchte strömen lässt und der Herbst uns Keller und Fässer füllt, der Winter uns letztlich Ruhe und Besinnlichkeit bringt nach einem Jahr voller Arbeit – nichts davon ist selbstverständlich, alles ist Geschenk.

Dass wir Kleidung haben, die uns wärmt; Brot und Früchte, die uns stär-

ken; Wasser, das uns erfrischt; ein Haus, das uns Geborgenheit gibt – nichts davon ist selbstverständlich. Auch Lebensfreude und Gesundheit, Schaffenskraft und Zuversicht – alles ist Geschenk.

Letztlich ist auch Gottes Liebe keine Selbstverständlichkeit. Dass Gott seine Schöpfung und seine Menschen immer noch liebt, nach allem, was wir Menschen einander angetan haben in Hunderten von Kriegen, in Konzentrationslagern und Bürgerkriegen, nach allem, was wir Menschen auch der Natur angetan haben durch Zerstörung der Wälder, durch Ausbeutung der Tierwelt, durch Verseuchung von Flüssen und Meeren, nach allem, was wir Menschen uns auch untereinander heute noch immer wieder antun durch neidvolle Gedanken, durch boshafte Worte oder lieblose Taten – nach alledem, ja trotz alledem, lässt Gott seine Schöpfung nicht fallen, uns Menschen, die er als sein Gegenüber geschaffen hat und von denen er sich wünscht, dass sie einander achten und lieben und demütig sind vor ihrem Gott. Diese Liebe, welche liebt trotz aller menschlichen Schuld, ist alles andere als selbstverständlich. Sie ist ein unverdientes Geschenk.

Kann sich Gott über Dankbarkeit freuen wie ein Mensch? Wie wir von Albert Schweitzer lernen können, hängt die Frage, ob Gott auf unsere Dankbarkeit wartet, auf das engste mit der Frage zusammen: »Warum hat Gott, die ewige Urkraft, in der alle Kräfte beschlossen sind, überhaupt die Welt geschaffen, und

was bedeutet es, dass wir an der Spitze der Schöpfung stehen?«

Schweitzers Antwort darauf lautet: *»Auf diese letzte und höchste Frage, auf die wir immer wieder gestoßen werden, wissen wir keine deutlich beweisbare Antwort, und doch ahnen wir die Wahrheit, wie man das Rauschen der Quelle im unterirdischen Gestein vernimmt, auch wenn man nicht zu ihr dringen kann. In diesem Ahnen begegnen sich die größten Denker, Jakob Böhme, Kant, Hegel und wie sie heißen mögen und die einfach frommen Menschen. Ein unendlicher Kreislauf tut sich vor uns auf. Gott ließ Welten, Natur und Leben aus sich hervorgehen und die Geschöpfe bis zum Menschen sich in immer vollendetem Dasein entwickeln, damit durch uns, was er in die Welt hineingelegt hat, wieder zurückkehre, indem dass wir ihn, den Urgrund der Dinge, erkennen, unsere Gedanken und unseren Willen auf ihn hin richten, uns läutern und wirken und schaffen.«*

Unsere Erfahrung mit Gott ist jedoch eher diese: wenn wir beten, dann *bitten* wir meistens nur. Es fallen uns beim Beten viele Dinge ein, die wir uns wünschen, die uns fehlen, die uns Sorgen machen, die uns Kummer bereiten. Der *Dank* dagegen kommt meistens zu kurz. Die *Bitten* und *Sorgen*, die tragen wir allezeit und meistens auch sehr bewusst auf dem Herzen mit uns herum. Für das *Danken* müssen wir schon ein Weilchen nachdenken, bis uns die rechten Ideen kommen.

Gerade darum steht es so oft in der Bibel: Vergesst das Danken nicht über allen euren Sorgen, über allen euren Wünschen!

Aus einer Predigt, veröffentlicht in »Freies Christentum« Nov./Dez. 2002. Prof. Dr. Werner Zager ist Präsident des Bundes für Freies Christentum.

»Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?«

Erfahrungen der Güte Gottes • BRIGITTE HOFFMANN

»Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen.« (Psalm 36, 6)

Wenn man in den letzten Wochen mit ihrem durchsichtig klaren Licht aufschaute und von Horizont zu Horizont die treibenden Wolken sah, schwarz und drohend die einen, die man doch nach der langen Zeit der Trockenheit als tröstlich und lebenspendend empfand, weiß leuchtend von Licht die anderen, und dazwischen die tiefblaue Unendlichkeit des Himmels – dann glaubte man, die Güte und die Wahrheit Gottes zu spüren. Aber: was bedeutet die Wahrheit Gottes? Und ist Gott wirklich gütig?

Für den Psalmisten gab es diese Fragen nicht. Wir Menschen eines rationalen Zeitalters kommen um sie nicht herum. Für ihn war der überkommene Glaube selbstverständlich. Die Wahrheit Gottes war für ihn Gottes Wirken in Natur und Geschichte, und er war überzeugt, diese Wahrheit, das Gesetz von Gottes Handeln, zu erkennen.

Für uns bedeutet Wahrheit in der Religion die Frage danach, ob das, was wir glauben, standhält vor unserer Realität. Frühere Kulturen kannten diese Frage nicht. Die Menschen, die wenig

rationale Erklärungen kannten für das, was ihnen zustieß – von Krankheiten bis zu Hungersnöten –, sahen in allem Geschehen das direkte Wirken Gottes oder der Götter, und ihr Glaube gab ihnen die Deutung vor. Und: vielleicht nicht alle, aber viele von ihnen hatten spirituelle Erlebnisse, in denen sie göttliche Nähe, göttlichen Willen spürten oder zu spüren meinten, und das gab ihnen die Sicherheit des Glaubens.

Diese Erlebnisse gibt es auch heute noch, aber – zumindest in unserem Kulturkreis – viel seltener. Wir haben uns den Weg dazu teilweise verstellt, mit unserer Rationalität, unserer Lebensweise, auch mit der Erkenntnis, dass spirituelle Erfahrungen nicht immer und nicht sicher göttliche Botschaften sind.

Ich denke, deshalb ist für viele von uns die Natur, die Schöpfung, so wichtig: sie ist der Ort, wo wir von Gott nicht nur reden und hören, sondern etwas von seiner Größe und Herrlichkeit sinnlich erfahren können – sie ist sozusagen der Beweis für das Wirken Gottes, und sie erfüllt uns mit Staunen, Bewunderung und Dank.

Aber das ist nur *ein* Aspekt von meh-

rerer. Diese wunderbare Schöpfung ist gleichzeitig auch unbarmherzig und grausam – nicht nur manchmal, bei Erdbeben und Hagelschlag, sondern von ihrem Aufbau her immer. Alles Leben, zumindest alles höhere Leben, lebt davon, dass es niederes Leben vernichtet.

Die Natur ist ein wundersam komplexes System, so komplex, dass wir es nur in Ansätzen verfolgen können. Soweit wir erkennen können, folgt es zwei Gesetzen: dem Bestreben jeder Pflanzen- oder Tierart, sich selbst zu erhalten, und gleichzeitig dem Bestreben, dieses System der Bewahrung offen zu halten für Veränderung, für Neues. Das geschieht nicht nur durch Verdrängung und Vernichtung. Es geschieht ebenso oft, vielleicht noch öfter, durch Anpassung: jede Wiese und jeder Wegrand ist ein Beispiel, wie Hunderte von Pflanzen und Tieren zusammen leben, sich gegenseitig bedrängen, aber auch schützen und befruchten, und jedes solche Biotop ist ein bisschen anders und bewahrt und verändert sich zugleich. Dieses ganze System des Bewahrens und Veränderns ist ein für uns unfassbares Wunder – wir sehen darin oder dahinter göttliches Walten.

Aber: es ist ein Wunder, das auf das Schicksal des einzelnen Lebewesens keine Rücksicht nimmt. Es wird geopfert, wenn das der Erhaltung der Art dient, es werden ihm Leiden und ungeheure Anstrengungen zugemutet, um die Möglichkeit der Entwicklung offen zu halten. Betrügen wir uns selbst, wenn wir hier von der »Güte Gottes«

reden?

Ich habe bisher von der Natur gesprochen, weil die Bilder des Psalmisten das nahelegen und weil das, was diese Bilder meinen, uns unmittelbar anspricht. Aber das genügt nicht. Es genügt nicht, weil Gottes Wahrheit unendlich größer und umfassender ist als sein Walten in der Natur. Und es genügt *uns* nicht. Wir suchen einen Gott, dessen Güte *uns* gilt – allen Menschen und jedem einzelnen von uns. Gibt es den? Oder, anders gefragt: können wir ihn so erfahren? In einer Welt, in der es Hunger und Gewalt, Hass und Gleichgültigkeit gibt und in der die einen ein Übermaß davon erleiden und die anderen fast ganz davon verschont bleiben, und wir nicht wissen, warum das so ist?

In der Tierwelt akzeptieren wir, dass das einzelne Tier leidet und zugrunde geht um des Wohles der Art willen. In der Menschenwelt akzeptieren wir das nicht. Wir gestehen es dem Staat nicht zu, dass er den Einzelnen dem Ganzen opfert – wir gestehen es auch Gott nicht zu. Wir empfinden uns als Individuen, und wir wollen jeder unser eigenes Schicksal, das seinen Sinn in sich selbst hat. Und darum empören wir uns immer wieder über Leiden und Not, auch wenn wir sehen, dass sie von Menschen verursacht oder, umgekehrt, Folgen unausweichlicher Entwicklungen sind, und klagen Gott an: Warum lässt er das zu?

Ich möchte umgekehrt sagen: genau deshalb, weil wir Individuen mit je eigenem Schicksal und eigenem Empfin-

den sind, können wir die Güte Gottes erfahren, die es in der Natur eigentlich nicht gibt. Gellerts bekanntes Lied »Wie groß ist des Allmächt'gen Güte« schildert sie auf vielfältige Art – aber eines schildert Gellert nicht: dass Gottes Güte uns vor Leid und Not bewahre.

Das, was er als seine eigenen Erfahrungen von Gottes Güte anführt, hat nichts mit äußerem Schicksal zu tun. Es ist die eigene, innere Erfahrung der Nähe zu Gott (»Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?«). Ich übersetze aus der Sprache seiner Zeit in die unsrige: für ihn ist es Gott, der ihn durch sein Leben, wie immer es sich auch gestaltet, führt und ihn viel Gutes genießen lässt, Gott, der ihm inneren Frieden und immer wieder neue geistige Kraft gibt. Er sieht Gottes Güte darin, dass dieser ihm auch weiterhin den Weg zeigt, den er gehen soll und kann, und dass er das Gebot, das über diesem Weg steht, das des Gottvertrauens und der Nächstenliebe, ihm zugleich als eigenes Bedürfnis ins Herz gelegt hat. Er sieht sich geliebt, angenommen von Gott auch dann, wenn er versagt, und – als Bitte ausgesprochen – er vertraut darauf, dass dieses Bewusstsein der Güte Gottes ihn trösten kann in Zeiten der Not und ihn frei machen kann von der Angst vor Unheil und Tod.

Das ist die einzig mögliche Antwort auf die Frage nach der Güte Gottes. Es ist müßig zu fragen, wie Gott *ist* – wir können es nicht wissen und nicht begreifen, weil wir ihn nur in unseren engen menschlichen Kategorien denken

können. Wir können nur fragen, wie wir ihn *erfahren*.

Können wir Gottes Güte so erfahren, wie der Liederdichter sie beschreibt? Die Frage nach einer Erfahrung kann im Grunde jeder nur für sich beantworten. Aber ich denke, es gibt doch ein Stück weit eine allgemeine Antwort, und Gellert kann uns einen Weg dazu zeigen: wenn wir, wie er, das Gute, das uns Gott schickt, nicht einfach hinnehmen, sondern bewusst als Geschenk wahrnehmen – dann kann uns die Freude darüber neuen Mut geben; wenn wir in der Verzweigung festhalten an dem Vertrauen, dass Gott uns annimmt, auch wenn andere uns ablehnen, auch wenn wir selbst uns nicht mehr annehmen können – dann kann uns das ein Halt sein; und vielleicht am wichtigsten: wenn wir versuchen, »den Weg, den er uns zeigt, zu gehn«, den Weg der Liebe, so gut oder schlecht wir können – dann können wir erfahren, dass die Freude, die wir einem andern machen, uns Freude zurück bringt, uns Kraft gibt für neue Schritte, dass wir etwas von dem Guten und von der Kraft, die wir empfangen haben, weitergeben können.

Die *Wahrheit Gottes* können wir nicht *ergründen*, sie reicht weit über unser Begreifen hinaus. Aber *Gottes Güte* können wir *erfahren*, sie umgibt uns, immer und überall.

Aus einer Ansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart am 6. Juli 2003.

Dieser Text erscheint gleichzeitig in englischer Sprache in der Monatschrift »Templer Record« in Australien.